

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst**

**Höcker, Gustav**

**Glogau, [1899]**

XI. Richard III. - Triumphe in Wien

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

sein. Komm und lerne die Wiener besser kennen. Sie sind wohl ein lustiges Völklein; aber ihr Kopf und Herz steht dem Schönen und Großen weit offen.» — «Wir wollen es überlegen,» war endlich Devrients Schlußbemerkung.“

Und er überlegte es sich. Freilich sollten noch sechs Jahre vergehen, ehe Freund Anschütz ihn in Wien willkommen heißen konnte.



XI.

Richard III. — Triumph in Wien.

Nach langer Zeit sollte Devrient endlich wieder einmal in einer großen klassischen Rolle auftreten. Es war dies Shakespeares Richard III. Seine ganze künstlerische Natur war wie geschaffen für die furchtbar scharfen Züge und den dämonischen Humor dieser Gestalt. Schon in Breslau hatte er den Gedanken gehabt, dieses Riesenwerk des britischen Dichtergeistes auf die Bretter zu bringen, doch war es nicht dazu gekommen. In Berlin war ihm dieser Gedanke mit erneuerter Stärke zurückgekehrt; aber Hindernisse aller Art hatten sich der Ausführung entgegengestellt. Es waren dabei Rabalen im Spiele gewesen; nie hat sich jedoch Devrient über die im Dunkeln gegen ihn arbeitenden Mächte ausgesprochen; er war zu gutmütig, um auf seine ihm wohlbekanntem Feinde mit Fingern zu weisen, oder es ihnen auch nur nachzutragen.

Ein Duzend Jahre befand er sich in Berlin, bis es dem Meister gelang, seinen so feurig gehegten Wunsch zur Erfüllung zu bringen. Er ging an ein großes Werk, dem er im stillen ununterbrochen nachhing, daß er mit seinen Freunden nach allen Richtungen hin besprach.

Devrient liebte es, in den damals noch ziemlich einsamen Gängen des Tiergartens auf und ab zu wandeln, dabei seine Rollen zu überdenken und die bedeutenderen Stellen derselben vor sich hinzumurmeln oder, wenn die Begeisterung ihn fortriß, mit lauter Stimme zu sprechen.

Jetzt war es Richard III., der ihn beschäftigte, während rings um ihn die Bäume ihre ersten Frühlingsknospen zeigten. Eines Tages war er eben mitten im Vortrag seines ersten Monologs begriffen und deklamierte laut:

„Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,  
Weiß keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben,  
Als meinen Schatten in der Sonne späh'n  
Und meine eig'ne Mißgestalt erörtern.“ . . .

„Vor'n Sechser Eßig! Vor'n Sechser Öl! Vor'n Sechser Eßig! Vor'n Sechser Öl!“ tönte es neben dem Künstler. Es war ein Junge, der dicht an seiner Seite einhereschlenderte und, eine Flasche und einen Tassenkopf in der Hand, sich beständig den von seiner Mutter empfangenen Auftrag wiederholte. Devrient ließ sich dadurch nicht stören. Er fuhr in seiner Rolle fort:

„Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter  
Kann kürzen diese sein berebten Tage,  
Bin ich gewillt, ein Böfewicht zu werden.“

Er legte in diese Worte all das Dämonische, Unheimliche, welches durch die grauenhafte Ruhe, womit Richard diesen kalten Entschluß ausspricht, bei der Aufführung den Zuschauern das Blut in den Adern gerinnen machte.

Das wurde dem Jungen doch zu viel. Eine heillose Furcht ergriff ihn, und heulend schrie er: „Ach Gott! ach Gott! Nu hab' ich vergessen, wat ich holen soll!“

Meister Ludwig bückte sich zu dem Kleinen nieder, der mit schlotternden Knien da stand, klopfte ihn auf die Backen und sagte mit gutmütigem Lächeln: „Du Schlingel! Für einen Sechser

Eßig und für einen Sechser Öl sollst Du holen. Und nun mache, daß Du fortkommst!”

Wie vom Teufel gejagt, lief der Knabe mit Flasche und Tassenkopf davon. . . .

Je näher der Tag kam, an welchem „Richard III.“ aufgeführt werden sollte, desto mehr steigerte sich die Erwartung des Berliner Publikums, und als am 2. April 1828 die Theaterzettel die Vorstellung ankündigten, schien für die ganze kunstverständige Residenz ein Fest- und Freudentag herangebrochen zu sein.

Am Abend war das Haus gedrängt voll. Der Vorhang rollte auf — und da stand das furchtbare Ungeheuer, dessen Mund nur Todesurteile spricht und dessen Fuß nur blutige Spuren zurückläßt. Unter atemloser Stille begann Richard seinen Monolog. Schritt für Schritt rollt sich in nie geahnter Kühnheit das gewaltige Bild immer weiter ab in den nun folgenden Szenen mit Clarence und Hastings und der Königin Anna, deren Haß er durch seine gefährliche Beredsamkeit so vollständig besiegt, daß er, laut auflachend, mit teuflischem Spott ausruft:

„Mein Herzogtum für einen Bettlerpfennig,  
Ich irre mich in mir die ganze Zeit.  
So wahr ich lebe, kann ich's gleich nicht finden,  
Sie find't, ich sei ein wunderhübscher Mann.  
Ich will auf einen Spiegel was verwenden  
Und ein paar Duzend Schneider unterhalten,  
Um Trachten auszusinnen, die mir steh'n;  
Denn da ich bei mir selbst in Gunst gekommen,  
So will ich's auch mich etwas kosten lassen.“

Aller Blicke hingen an dem Munde des Darstellers; nicht die kleinste seiner Bewegungen blieb unbeachtet. Als er die Scene verlassen hatte, flog erst ein Gemurmeln durch die Reihen der Zuschauer, dann aber durchtönte der Jubel der Menge das Haus.

Aber in der Garderobe sank Devrient erschöpft auf einen Sessel. Seine physischen Kräfte reichten für die ungeheure Auf-

gabe nicht mehr aus. Er sprach nicht und antwortete keinem der Freunde, welche nach dem ersten Akttschluß auf die Bühne geeilt waren, um ihn zu beglückwünschen. Sie wurden von ernster Besorgnis ergriffen und schieden mit der Befürchtung von ihm, daß der geniale Anfang dieser Schöpfung auch das Ende gewesen sein werde. Dennoch täuschten sie sich. Der überlegene Geist behauptete noch einmal seine Macht über die hinfällige Natur. Überwältigend traten alle großen Momente der Rolle hervor, bis die Stunde der Vergeltung hereinbricht und der furchtbare Menschenwürger, vor Wut und Verzweiflung vergebens rufend:

„Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“  
von dem Schwerte des edeln Richmond niedergestreckt wird.

Als der Vorhang zum letztenmal fiel, erhob sich die ganze Versammlung und rief den großen Künstler heraus.

Das war kein gewöhnlicher Hervorruf, kein Sonntagsbeifall urteilsloser Parterre- und Galeriebesucher. Es war kein Ruf der herrschenden Partei, keine herkömmliche Artigkeit wohlgesinnter Freunde. Es war die allgemeinste Huldigung, wie sie das Genie von jedermann erzwingt, wenn es hoch über den Schranken der Alltagswelt seine stolzen Bahnen zieht. . . .

In dem gleichen Jahre, wo Devrient seinen letzten großen Bühnencharakter geschaffen hatte, legte Graf von Brühl sein Amt als Generalintendant nieder. Seine Lobredner nannten ihn den zweiten Dalberg, und in der That konnte er diesem berühmten Bühnenleiter, unter welchem das Mannheimer Theater zur klassischen Höhe emporstieg, an edeln persönlichen Eigenschaften an die Seite gestellt werden. Das war aber auch alles. Dalberg hatte sich nicht bloß auf sein amtliches Ansehen gestützt, sondern auf seine Erfahrung, und stellte sich selbst in die Mitte der künstlerischen Thätigkeit. Brühl dagegen pochte auf die ihm vom Hofe verliehene Gewalt, und sein Selbstvertrauen war größer als seine Künstlerfahrungen, welche über die eines Dilettanten nicht hinaus-

reichten. Mehr als einen äußeren Glanz, wozu ihm überdies reiche Mittel zur Verfügung standen, hat er der Berliner Bühne nicht zu verleihen vermocht.

Das Schreibwesen, die Bureauratie, übte unter ihm eine herrschende Macht aus. Während sein großer Vorgänger Zffland alle Bureauarbeiten fast allein besorgte und sich dabei höchstens von ein paar untergeordneten Federn unterstützen ließ, hatte Brühl hinter hohen Pultgittern in geschäftigem Nichtsthun vier Geheimssekretäre mit der entsprechenden Anzahl Schreiber sitzen. Dadurch war der Geschäftsgang ein sehr umständlicher und weitaufziger. Was unter Zffland von Mund zu Mund rasch entschieden worden war, wanderte nun erst von einem Geheimssekretär zum andern und brauchte oft Wochen, bis es seine Erledigung fand. Alles bekam jene bureaukratische, geheimnisvolle Wichtigkeit, welche Ehrfurcht und Bangen einflößt. Die Bureaubeamten und Federfuchser wurden auf diese Weise die Hauptpersonen am Theater, die Schauspieler nur untergeordnete Arbeiter. Alles künstlerische Ansehen war durch diese Beamtenherrschaft untergraben worden, und ein erfreuliches Zusammenpiel kam nur noch bei Vorstellungen zu stande, in welchen der Zufall gleichgestimmte Spieler zusammenführte, die ihrer Aufgabe ein freiwilliges Verständniß entgegenbrachten.

Im Jahre 1819 hatte Devrient die Regie des Lustspiels geführt. Mit Feuereifer hatte er den Ehrenposten übernommen, und seine belebende Erfindungskraft wirkte bei Leitung der Proben sehr günstig auf das Ganze. Aber seine Anordnungen wurden durch die willkürlichsten Eingriffe und Abänderungen von oben durchkreuzt. Er machte seinem Ärger Luft, indem er die herrschende Mißwirtschaft in heftigen Ausfällen verhöhnte, nicht selten auch seine unwiderstehliche Mimik beredsamer sprechen ließ, als Worte es vermocht hätten. Endlich wurde ihm die Sache gänzlich verleidet, er lief von den Proben weg und legte sein undankbares Amt nieder.

Brühls Nachfolger wurde der erst sechszundzwanzigjährige Graf von Redern. . . .

Von Wien aus, und ganz besonders von Anschütz war wiederholt die Aufforderung an Devrient ergangen, am Burgtheater aufzutreten. Nachdem ihm auch seine Berliner Freunde zugeredet hatten; entschloß er sich endlich, um ein Gastspiel nachzusehen. Mit Freude wurde es ihm bewilligt, und man erhöhte sogar das sonst übliche Gastspielhonorar auf das Doppelte.

Es war im November 1828, und für den kränklichen Meister bedeutete es ein Wagestück, die weite Reise, die mit der Post zurückgelegt werden mußte, in so rauher Jahreszeit zu unternehmen. In Wien angekommen, bedurfte er denn auch erst einiger Erholung, ehe er sich wieder hinreichend gekräftigt fühlte, um vor das fremde Publikum zu treten, welches er so lange und gerade in den Jahren seiner Kraft gemieden hatte.

„Wenn man,“ erzählt Anschütz, „den seltenen Mann mit dem genialen Kopfe, mit den krankhaft glühenden Augen vor dem Beginne der Vorstellung in der Garderobe sitzen sah, matt, kaum im stande, den vor Abspannung der Nerven zusammensinkenden Körper zu regieren, wenn man sah, wie er dem bedienenden Garderobegehilfen mechanisch Arme und Beine hinstreckte, um sich mit den bunten Kleidungsstücken zu bedecken, so begriff man kaum, wie diese herabgekommene Natur im stande sein sollte, vor den Lampen eine freie künstlerische Thätigkeit auszuüben.“

Das Publikum hat selten eine Ahnung davon, unter welchen Verhältnissen und Stimmungen, die den gewöhnlichen Menschen zu allem unfähig machen würden, der Schauspieler seine Aufgaben oft lösen muß. Der große Künstler streift, sobald er aus der Coullisse auf die Bühne schreitet, den Alltagsmenschen ab, und die geistige Aufregung und die arbeitende Phantasie entrücken ihn der Gegenwart und Vergangenheit, den Seelen- und Körperleiden. So war es auch mit Ludwig Devrient, als er am

27. November 1828 in der Rolle des Shylock vor dem Publikum der österreichischen Kaiserstadt auftrat.

„Schon bei seinem Erscheinen,“ berichtet Anshütz weiter, „wurde der Meister mit einer stürmischen Acclamation begrüßt, die ihm allerdings einen Maßstab geben mußte, was man von ihm erwartete. Aber er kam, er sah, er siegte. Ein Beifallsorkan folgte seiner großen Scene mit Tubal. In der Gerichtsscene herrschte eine atemlose Stille und eine fieberhaft gespannte Aufmerksamkeit, und hier war ich leider der Urheber einer Störung und eines Intermezzos. Die Teilnahme für meinen alten Freund und die Bewunderung für den unvergleichlichen Meister rissen mich, als Mitspielenden in der Gerichtsscene, dergestalt hin, daß ich unwillkürlich alle seine Reden flüsternd begleitete und endlich über eine wunderbar gesprochene Stelle bis zur gänzlichen Zerstreutheit in Anschauung versank. Eine tiefe Pause schreckte mich auf, und von den Umstehenden wurden mir die Anfangsworte meiner Rede zugeflüstert. Aber ich war selbst zum Zuschauer geworden und hatte sie überhört. Als ich endlich mich gesammelt und die Worte gesprochen hatte, wurde plötzlich im Publikum applaudiert. Es hatte den Wienern gefallen, daß ich über der Bewunderung meines Kunstgenossen meine Aufgabe vergaß, und der gemüthliche Zuruf sollte bedeuten: Wir rechnen Dir diesen Fehler nicht an.

Daß Devrient nach dem vierten Akte hervorgejubelt wurde, war wohl ganz natürlich. Aber das Publikum hatte dem Gaste noch eine eigentümliche Huldigung zgedacht; denn nach dem Schlusse des letzten (fünften) Aktes, in welchem Shylock bekanntlich nicht mehr erscheint, erneuerte sich der stürmische Ruf nach dem Gezeierten, der das Theatergebäude bereits verlassen hatte.

Devrients Triumphe wuchsen nun mit jeder folgenden Darstellung. In zweiundzwanzig Abenden führte er einen großen Teil seines Repertoires vor, Publikum und Berufsgenossen schwelgten gleichmäßig in dieser Fülle von Gestalten, in diesen Schätzen des

seltensten Genius, die von der Kränklichkeit des Menschen noch kaum angehaucht waren.

Die Dankbarkeit des Künstlers bereitete den Wienern zum Schlusse seines Aufenthalts noch das herrlichste Fest. Friederike Herbst, einst Devrients Schülerin, war Mitglied des Theaters an der Wien unter Carls Direktion. Dieser stellte ihr ein halbes Benefiz in Aussicht, wenn es ihr gelänge, Devrient zu einer Gastrolle am Theater an der Wien zu bestimmen, und Devrient versprach seiner Schülerin die Darstellung des Franz Moor. Die «Räuber» mit Devrient! Wien geriet in Aufruhr. Förmliche Schlachten wurden geschlagen, um Sperrsitze und offene Plätze zu erobern. Das mächtig große Haus ächzte unter der Last, die es tragen mußte.

Die Wirkung war eine ungeheure, und nichts hatten Zeit und Kränklichkeit verwischt. Wie ich diesen Franz Moor in Breslau bewundert hatte, so stand er in seiner ganzen Herrlichkeit und Furchtbarkeit an jenem Dezemberabend vor mir. Größeres als dieses Gemälde kann Schauspielkunst nicht hervorbringen. Die Beifallstürme, die ihn diesen Abend begleitet hatten, verpflanzten sich noch am nächsten Abend in das Burgtheater, wo Devrient seine Abschiedsvorstellung gab. Glänzender ist nach ihm kein Bühnenkünstler ausgezeichnet worden. . . . Auf Devrient machte der Wiener Erfolg einen tiefen Eindruck. «Verdiene ich denn das alles?» war mehr als einmal seine allzu bescheidene Bemerkung, und der Abschied von Wien wurde ihm wahrhaft schwer. Daß dieses Wiedersehen wahrscheinlich das letzte für uns sein werde, ließ mich der Zustand Devrients ziemlich sicher voraussetzen, und ich benutzte daher seinen Aufenthalt, um noch möglichst viel von seinem anregenden Verkehr zu profitieren. Er war sehr viel in meinem Familienkreise, den er mit einem wahren Schatze von Mittheilungen, Nachahmungen bekannter Persönlichkeiten und einem Füllhorn ergöglicher Anekdoten belebte und erheiterte.“ . . .

